RISS – Zeitschrift für Psychoanalyse

Rezension

Regressionskonzepte in Psychoanalyse und Sozialphilosophie. Eine essayistische Sammelbesprechung zu Rahel Jaeggi, *Fortschritt und Regression* Berlin 2023, Suhrkamp sowie Wolfgang Mertens & Timo Storck (Hg.), *Regression. Interdisziplinäres Psychoanalytisches Forum, Bd. 2*, Gießen 2024, Psychosozial-Verlag

Benedikt Salfeld

RISS – Zeitschrift für Psychoanalyse, 102 (2026): *Nicolas Abraham. Poetik – Phänomenologie – Psychoanalyse*, S. 141–173.

DOI: 10.21248/riss2025.101.100
ISBN: 978-3-911681-05-6
ISBN (E-Book): 978-3-911681-06-3
ISSN: 1019-1976
eISSN: 2944-0122
Veröffentlicht: 03. November 2026

Diese Veröffentlichung, bis auf ausdrücklich gekennzeichnete Ausnahmen, steht unter der Creative-Commons-Lizenz »Namensnennung-Share Alike 4.0 International« (CC BY-SA 4.0). Der Text der Lizenz ist unter https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/legalcode.de abrufbar. Eine Zusammenfassung (kein Ersatz) ist unter https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de nachzulesen.

Regressionskonzepte in Psychoanalyse und Sozialphilosophie

Eine essayistische Sammelbesprechung zu Rahel Jaeggi, *Fortschritt und Regression* Berlin 2023, Suhrkamp sowie Wolfgang Mertens & Timo Storck (Hg.), *Regression. Interdisziplinäres Psychoanalytisches Forum, Bd. 2*, Gießen 2024, Psychosozial-Verlag

Benedikt Salfeld

Die Rückkehr der Regression

Die Gründe für eine neuerdings zunehmende Beschäftigung mit dem Thema »Regression« sind in der Psychoanalyse und soziologisch-sozialphilosophischen Debatten nicht sehr unterschiedlich gelagert. Grundsätzlich sind es die Unbehagen bereitenden Gesellschaftsentwicklungen, die fächerübergreifend zu einer verstärkten Auseinandersetzung mit regressiven Dynamiken geführt haben. Da sind die Angriffe auf rechtsstaatliche Institutionen in westlich-industrialisierten Ländern, die Zunahme völkischer Ideologien oder plumper Populismus auch in Ländern, in denen es mit Demokratie ohnehin nicht weit her ist. Im Kielwasser solcher antidemokratischen Entwicklungen findet sich das vertraute Gemisch aus Antisemitismus, Autoritarismus, Misogynie, Rassismus, religiösem Fanatismus jeglicher Couleur bis hin zu rigiden Geschlechtervorstellungen und so weiter.

Angesichts dieser Krisenerscheinungen vernehmen manche bereits einen gewissen »Weimar Vibe«[1]. Nach dem Tanz auf dem Vulkan der neoliberalen Wirtschaftsjahre mit ihren durch laxe Marktregulierung befeuerten Immobilien- und Finanzkrisen bleibt wenig Deutungsspielraum: Etatismus, Protektionismus und geopolitische Claims werden zu handlungsleitenden Maximen auf Regierungsebene. Der historische Bezug zu Weimar fungiert so gesehen längst als Menetekel: Es findet ein Regress in ein totalitäres Zeitalter statt.

Ob sich diese Annahme nun als zutreffend erweisen wird oder nicht, so ist an dieser schwarzmalerischen Anmutung das historisierende Deutungsmuster als solches interessant: Der Gang der Gesellschaftsgeschichte wird anhand von entwicklungspsychologischen Vorstellungen vom Vor und Zurück psychischer Verarbeitungsprozesse interpretiert. Eine für überwunden geglaubte Epoche kehrt wieder und wird als unreifes Bewältigungsmuster zeitgenössischer Krisenphänomene gedeutet.

Auch wenn die Anwendung psychologisch-psychoanalytischer Konzepte auf soziale Zusammenhänge reflexhaft kritisiert wird, scheint die anthropomorphisierende Metaphorik des Psychischen mit einem Evidenzversprechen zu locken, auf das in zeitdiagnostischen Diskussionen nur ungern verzichtet wird. Die Besprechung von zwei Publikationen aus den beiden verschiedenen Themenbereichen Sozialphilosophie – Rahel Jaeggis Buch *Fortschritt und Regression* (2023) – und Psychoanalyse – der Diskussionsband *Regression*, herausgegeben von Mertens und Storck (2024) – soll zum Anlass genommen werden, sich genauer anzusehen, wie Regression jeweils diskursbezogen verhandelt wird, verspricht aber auch Einblicke in die Überschneidungsbereiche zu liefern.

Kritik der Regression in der Psychoanalyse

Es liegt auf der Hand, dass psychoanalytische Diskussionszusammenhänge auch auf gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Debatten in anderen Disziplinen reagieren. Es gibt in der Psychoanalyse aber auch eine diskursinterne Dynamik und entsprechende Konflikte, die die Aufmerksamkeit auf bestimmte Konzepte lenken und andere in Ruhe lassen. Begriffe wie »Trieb«, mehr noch seine zerstörerische Ausprägung als »Todestrieb«, der »Ödipuskomplex« oder der meist verschämt beim Namen genannte »Penisneid« stehen aufgrund ihrer anstößigen Konnotationen unter konzeptuellem Dauerstress. Für über hundert Jahre strapaziöse Kritik haben

sich diese Termini allerdings bemerkenswert gut gehalten. Selbst ihre Kritiker im Gewand der jeweiligen Theoriemode können einfach nicht von ihnen ablassen und verhelfen ihnen so zu immer neuer Jugend.

Kaum weniger explanationsbedürftige Konzepte wie »Besetzung«, »Identifizierung« oder »Sublimierung« werden dagegen phasenweise von einem erhöhten Legitimationsdruck entlastet und laufen wie die stillen Kinder in einer Familie einfach mit. Natürlich werden sie auch aufgrund ihrer geringeren Sprengkraft in der klinisch-theoretisierenden Umgangssprache meist bedenkenlos verwendet – bis auch sie wieder diskussionswürdig erscheinen und einer Kritik unterzogen werden.

Aktuell scheint ein solches gesteigertes Klärungsbedürfnis das Konzept der Regression in der Psychoanalyse zu betreffen. Dieses Interesse lässt sich nicht allein auf gesellschaftliche und gesellschaftstheoretische Debatten zurückführen, wie sie oben angerissen wurden. Schon seit über zehn Jahren nimmt die Auseinandersetzung damit nachweislich zu, wie sich an der Zahl an Publikationen mit Regressionsschwerpunkt aufzeigen lässt. 2023 hat die Zeitschrift *Forum der Psychoanalyse* beispielsweise dem Konzept eine Ausgabe mit mehreren Artikeln zum Thema gewidmet[2]. Angesichts eines von der psychoanalytischen Community gewissenhaft gepflegten Bibliographie- und Wörterbuchwesens sind die zentralen Quellen, Thesen und Zitate meist schnell bei der Hand. Die einschlägigen Online-Textarchive *pep-web* und *cotipub* tun ihr Übriges.

Grundsätzlich lassen sich zwei Gründe in der Psychoanalyse anführen, warum das Konzept Regression nach einer kritischen Aktualisierung verlangt. Zum einen ist es eine um sich greifende Furcht vor normativen Vorstellungen von psychischer Gesundheit. Die Rede von regressiven Verarbeitungsweisen wird leicht als verurteilend empfunden. Wenn der Gebrauch des Konzepts kritisiert wird, dann also deshalb, weil damit die Vorstellung unterschiedlicher, vor allem unter-

schiedlich bewerteter Formen psychischer Reife verbunden ist. Regression steht somit, einfach gesagt, unter Pathologisierungsverdacht. Der empfundene Freudopatriarchalismus ruft entsprechende Empfindlichkeiten hervor. Bemühungen, durch die Einführung diverser Divergenzen und spannungsbefreiter Spektren persönliches Elend zu nivellieren, führen nur selten zu einer Abnahme bestehenden Leidensdrucks. Vielmehr nimmt der projektive Druck in der Regel zu, wenn die Außenwelt das Verlangen nach relativierender Verleugnung bedient. Quälender Hass wird dann durchs herbeigewünschte Wegschauen nur noch geschürt. Die neutrale Haltung der Psychoanalyse sollte es ideell verhindern, sich mit dem verzweifelten Wunsch nach neutralisierender Entlastung gemein zu machen. Mit ihrer auf unbewusste Entstehungsprozesse manifester Symptome gerichteten Perspektive eröffnet sie immerhin die Möglichkeit, individuelles Elend in Freuds sprichwörtlich gewordenes »gemeine Unglück« zu verwandeln[3]. Nicht selten ist die Lust an der Verleugnung jedoch stärker als die Bereitschaft, Leiden auch als solches anzuerkennen.

Der zweite Grund, weswegen Regression in den Fokus gesteigerter Erklärungsanforderungen geraten ist, hat mit der sich durchsetzenden Ansicht zu tun, dass es natürlich kein zeitlineares Zurück *sensu stricto* geben kann. Ein unvermittelter Zugriff auf vergangene Ereignisse ist nach den zeichen- und erinnerungstheoretischen Entwicklungen des 20. Jahrhunderts nicht länger zu haben. Man mag gleich einwenden, dass Freud der letzte war, der eine naive Auffassung von Zeitlichkeit vertrat. Zu erinnern wäre hier an sein schon vor der *Traumdeutung* formuliertes Nachträglichkeitskonzept, das eine lineare Zeitlichkeitsvorstellung gerade nicht anbietet.

Dennoch schleicht sich im therapeutischen Alltag leicht die Vorstellung ein, mit Regression sei tatsächlich so etwas wie die unvermittelte Rückkehr zu einem kindlichen Modus der Erlebensverarbeitung in einem konkretistischen Sinne gemeint. Was soll ein entwicklungspsychologisches Zurück

heißen, wenn der Zeitpfeil sich nicht umkehren lässt? Und wie aufklärungsmächtig ist die klinische Hypothese, ein 50-Jähriger löse einen Konflikt auf regressiv-infantile Weise, indem er sich in eine Romanze mit einer 60-Jährigen stürzt? Ist damit schon etwas psychoanalytisch verstanden? Natürlich nicht, erst recht nicht für den jeweiligen Patienten. Jede erinnernde Rückwärtsbewegung bewegt sich, so die tragisch-ironische Pointe von Prousts »Suche nach der verlorenen Zeit«, unweigerlich in die Zukunft (extravagante Zeitmodelle der Quantenphysik seien hier beiseitegelassen). Angenommen, es gibt so etwas wie das Auftauchen von etwas lebensgeschichtlich Frühem, dann geht dieses bisher Abgespaltene in der Gegenwart Amalgamierungen mit dem ein, was jemand über die Zeit an persönlichen Neurosenmerkmalen entwickelt hat.

Zur Rettung der Regression in der zeitgenössischen Psychoanalyse (Mertens & Storck, 2024)

Von den beiden genannten Allgemeinentwicklungen (neurotische Normativitätsängste und zeittheoretische Komplexitätszunahme) abgesehen, gibt es noch spezielle Gründe, warum es wichtig geworden ist, sich das Konzept der Regression genauer anzusehen. Denn die metapsychologischen und behandlungstechnischen Überlegungen haben sich über die Zeit gewandelt und verlangen gleichfalls eine konzeptuelle Auffrischung. Diese zu eruieren, hat sich auch der zweite Band der noch relativ neuen, von Wolfgang Mertens und Timo Storck herausgegebenen Reihe »Interdisziplinäres Psychoanalytisches Forum« im Psychosozial-Verlag zum Ziel gesetzt. Die Einzelbände dieser jährlich erscheinenden, lesenswerten Reihe sind so konzipiert, dass ein Hauptartikel zunächst das in Frage stehende Konzept ausführlich behandelt. Im Anschluss kommentieren unterschiedliche Autoren verschiedenster Provenienz den Hauptbeitrag. Zum Abschluss reagiert der Autor des Eröffnungsartikels auf die Kommentare und Einwände. Gerahmt wird dieses diskursive Prisma von

instruktiven Einführungen und zusammenfassenden Schlussbemerkungen der Herausgeber.

Der in Frankfurt praktizierende Lutz Garrels, der zuvor bereits einen Aufsatz zum Thema Regression in der *Psyche* publiziert hat[4], hat diesmal den Hauptartikel beigesteuert und vertritt zunächst die Kernthese, dass es zwar genügend Gründe gibt, warum das Konzept Regression in die Krise geraten ist und als hinfällig angesehen werden kann (siehe oben und insbesondere die Arbeiten des relational orientierten Rizzolo[5]). Es gebe aber ebenso gewichtige Gründe, warum daran festzuhalten sich lohne. Sein Artikel tritt also mit dem Vorhaben einer rettenden Kritik der Regression an.

Zunächst unterscheidet Garrels drei Domänen in der Psychoanalyse, in denen von Regression die Rede ist: klinische Symptombeschreibung, metapsychologische Thesen und behandlungstechnische Erwägungen. Es folgen dann zehn spezifische Merkmale, wie Regression in der psychoanalytischen Literatur für gewöhnlich verhandelt wird. Während die meisten Konnotationen als allgemein bekannt vorausgesetzt werden können (u.a. formale, topische und zeitliche Regression, von Freud in der *Traumdeutung* eingeführt), sind vergleichsweise neue Konzepte eher erwähnenswert. Zu nennen sind zum Beispiel Gegenübertragungsregression oder auch die gemeinsame (Ko-)Regression des analytischen Paares sowie die Unterscheidung zwischen Mikro- und Makroregressionen; Miniregressionen zum Beispiel treten im Verlauf einer Stunde auf und bezeichnen passagere Veränderungen der psychischen Selbstverarbeitung; Makroregressionen sind demgegenüber umfassendere Verschiebungen im psychischen Geschehen über einen längeren Zeitraum hinweg. Die neueren Regressionsakzente tragen den allgemeineren Entwicklungen in der Psychoanalyse Rechnung: Dem Einzug der Zweipersonenpsychologie und der Fokusverschiebung auf die feineren Bewegungen in der inner- und interpsychischen Dynamik.

Sehr pointiert beschreibt Garrels, wie Freuds Denken in Fort- und Rückschritten in erheblichem Maße von seiner großen Bewunderung für Darwins Evolutionstheorie beeinflusst ist: Aus primitiven Organismen bilden sich im evolutiven Verlauf immer komplexere Strukturen heraus, so dass sich zwischen primitiven und höheren Organisationen differenzieren lasse. Während sich hier ein eher negativ konnotierter Regressionsbegriff abzeichnet, weil die Rückkehr auf frühere Organisationsstufen in der Phylogenese mit einem Rückfall auf für primitiv erachtete Niveaus assoziiert ist, tritt in der Beschäftigung mit dem Regressionsbegriff in der *Traumdeutung* ein ganz anderes, nämlich produktives Verständnis von Regression in Erscheinung: Hier sind regressive Prozesse maßgeblich an der Produktion von Traumbildern beteiligt; im regressiven Schlafzustand wird auf »kurze[m] regredienten Wege«[6] ein Wunsch auf entstellte Weise kompromisshaft befriedigt und damit der ruhige Schlaf durch den Traumwächter gesichert. Garrels führt dies anschaulich und differenziert aus. Er zögert jedoch, den wirklich steilen Schluss aus Freuds Überlegungen im 7. Kapitel der *Traumdeutung* zu ziehen: Regression im Sinne der Reaktivierung von Erinnerungsspuren zur inneren, wenn auch nur temporären Befriedigung von Erregung – anstelle einer direkten Erregungsabfuhr – ist die Bedingung der Etablierung eines psychischen Apparats überhaupt. Das bedeutet, am Anfang des Seelischen, das mit dem instinktiven Reflexbogen bricht, steht in gleich mehrfacher Hinsicht eine regressive Prozessfigur. Noch zugespitzter formuliert: Ohne Regression keine Psyche.

Garrels verweist im Zusammenhang mit Freuds Überlegungen zur ontogenetischen Ausgestaltung des Trieblebens entlang der verschiedenen Körperzonen (Mund, Anus, Genitalien) und Entwicklungsthemen (Abhängigkeit, Anpassung und Realitätstoleranz, ergo Geschlechts- und Generationsdifferenz) auf eine selten diskutierte Metapher in Freuds Werk: Das Bild vom »wandernden Volk« (die Formulierung findet

sich bei ihm nicht) bemüht Freud in seinen *Vorlesungen*[7], um damit zu veranschaulichen, wie an bestimmten Orten (Lustzonen) Teile eines ausziehenden Volksstammes (Triebsummen) zurückbleiben und damit Rückzugspunkte (psychische Fixierungen) bilden. Der Analogie zufolge lassen Frustrationen das Subjekt auf neurotisch prädisponierte Erlebens- und Verarbeitungsstufen regredieren: Der Gang in die Kneipe nach einer erlittenen Zurückweisung. Das Bild von den psychischen Rückzugsorten illustriert zugleich Freuds These von der Unmöglichkeit einer finalen Überwindung durchlaufener Entwicklungsstufen. Die Klebrigkeit der Libido macht das Subjekt strukturell dafür anfällig, unter bestimmten Bedingungen auf frühe, wenngleich langfristig ungünstige Formen des Lusterlebens zum Zwecke der Selbststabilisierung zurückzugreifen.

Auf die Metaphorik sei hier deswegen verwiesen, weil einer der Kommentatoren – der Archäologe und Historiker Thomas Meier – sich ausgiebig damit befasst. Er will nachweisen, wie Freud mit – in der Rückschau – reaktionären Auffassungen von homogenen Volkskörpern im 19. Jahrhundert identifiziert gewesen sei. Dass Freud als Jude bei der Rede von wandernden Völkern auch an das seine gedacht haben könnte, bedenkt Meier nicht. Im *Mann Moses*[8] zum Beispiel, zwar deutlich später verfasst als die *Vorlesungen*[9], aber für Freuds Auffassungen von Völkerwanderungen und -bildungsprozessen unerlässlich, beschreibt er klar und deutlich, dass sich das jüdische Volk auf seiner Wanderungsbewegung von Ägypten an die Levante auch mit anderen Stämmen gemischt und dabei weitere religiöse Elemente aufgenommen bzw. archaische beibehalten hat. Beschreibungen homogener Volkskörper sind somit retrospektive Glättungen realhistorischer Komplexität, was Freud – für seine Zeit eher unüblich klarsichtig – in seiner ikonoklastischen Schrift klar erkannt und benannt hat.

Im Weiteren unterscheidet Garrels dann aufschlussreich drei unterschiedliche Post-Freud-Phasen in Bezug auf unterschiedliche Regressionskonzeptionen: Phase 1: »Die Regression als Abwehr«, Phase 2: »Kurative Regression« und Phase 3: »Eine phänomenologische Neuzentrierung«. Die Phase 1 stand unter dem Zeichen einer primär Ich-psychologischen Beschäftigung mit Regression. Bei Anna Freud galt sie als Abwehrmechanismus, der zur Veränderung des Triebziels und damit auch der Ichfähigkeiten führen konnte. Ihre Schüler Anne-Marie und Joseph Sandler favorisierten mit ihren Überlegungen zu den antiregressiven Ich-Funktionen eine Würdigung des Ichs in seiner ebenso schutzspendenden wie schutzbedürftigen Anlage: Ehe das bewusste Selbstgefühl von einem unerträglichen Erleben überschwemmt wird, werden antiregressive Tendenzen mobilisiert. Das geschieht im Zeichen der Ichstabilisierung, kann aber mittelfristig problematisch sein. In dem Maße, wie das Ich fortwährend einem Quantum an Unverarbeiteten ausgeliefert ist und mit dessen Eindämmung ringt, kommt es zu Einschränkungen seiner Möglichkeiten. Die Behandlungstechnik im Sandlerschen Sinne beabsichtigt daher die Bearbeitung der ambivalenten Regressionshemmungen (zugleich Ich-Schutz und Ich-Verzerrung) unter aufmerksamer Berücksichtigung des Ich-Zustandes im Moment. In dieser Perspektive reift das Ich in dem Maße, wie es empfänglicher für Abkömmlinge des Unbewussten wird und realitätsorientiert in Anerkennung unbewusster Motive handelt. Dies sind Themen, die Garrels nicht so ausführlich behandelt, die aber nicht zuletzt deswegen angemerkt werden müssen, weil die Unterschiede zwischen der amerikanischen Ich-Psychologie und ihrer britischen Variante für gewöhnlich nicht als bekannt vorausgesetzt werden können.

Die Protagonisten der zweiten Regressions-Periode sind die beiden britischen *Middle-group*-Mitglieder Winnicott und Bálint. Wenn auch mit je verschiedenem Schwerpunkt ging es ihnen darum, der Realbeziehung des analytischen Paares größere Aufmerksamkeit zu schenken. Beide legten Wert darauf, die therapeutische Behandlung als Chance ei-

ner korrigierenden Beziehungserfahrung erlittenen Unheils zu begreifen. Regression wurde im Rahmen dieser zwei-Personen-orientierten Auffassung von Psychoanalyse zu einem kurativen Element des analytischen Prozesses, der es den Patienten ermöglichen sollte, in der Regression an einen gleichsam initialen Punkt der Neurosengenese zu gelangen, um von dort aus die psychische Struktur in einem weniger neurotischen Sinne zu (re-)etablieren. Während es bei klassischen Freudianern also unter einem eher Ich-psychologischen Gesichtspunkt darum ging, in Regressionen Abwehrprozess zu erkennen, sahen Winnicott und Co. darin behandlungstechnisch zu fördernde Entwicklungschancen, um mit einem »new beginning« den »basic fault« (Bálint) zu beheben oder das »true self« (Winnicott) hervortreten zu lassen.

Auf die verschiedenen Probleme, die mit diesen Behandlungsansätzen und -zielen verbunden sind, lässt sich hier nicht hinreichend detailliert eingehen. Nur so viel: Überzogene Heilungsbestrebungen auf Behandlerseite (Freud: »furor sanandi«) verweisen nicht selten auf eine Mischung aus abgewehrten Schuld- und Ohnmachtsgefühlen, tragen eher zu einer Verleugnung schmerzhafter Erlebnisse bei und verhindern in ihrem abwehrmotivierten Wohlwollen die Durcharbeitung der negativen Übertragung. Es handelt sich dann demzufolge eher um ein Agieren in der Gegenübertragung, weil eigene unbewusste Anteile des Analytikers den Prozess steuern (und daher nicht primär um das Resultat projektiver Identifizierung).

Die dritte Phase, die Phase der phänomenologischen Neuausrichtung, ist für Garrels die gegenwärtig herrschende. Diesem Mainstream fühlt auch er sich zugehörig. Auch wenn er einräumt, dass eine gewisse klinische Normativität notwendig mit dem Konzept der Regression einhergeht, beabsichtigt er mit einem deskriptiv orientierten Ansatz den beiden vorherigen Grundauffassungen zu entgehen. Ebenso wenig möchte er dabei eine zu starke Parzellierung des Regressionskonzeptes befördern. Stattdessen wirft er die Frage auf, ob nicht auch ein »ganzheitliches Konzept von Regression« (S. 41) möglich wäre. Einer formalistischen Betrachtungsweise, die sich als Lösungsweg anbieten würde, steht er gleichwohl skeptisch gegenüber. Formalistisch meint hier: Nicht mehr inhaltliche Aspekte (z.B. Regression auf ein bestimmtes Entwicklungsniveau), sondern beobachtbare Denk- und Erlebensmodi werden ohne Bezug auf innerpsychische Themen fokussiert. Trotz seiner Bedenken lehnt Garrels sich letztlich an der formalen Regression »als Vorbild« zur Formulierung eines »weitergefassten phänomenologischen Begriff[s]« an: »›Regression‹ bedeutet dann, dass das Subjekt einen Wechsel oder eine Veränderung erfährt, die den Modus psychischen Erlebens und Funktionierens betrifft. Veränderung bezieht sich auf einen [relativen; B.S.] Ausgangspunkt, darauf wie ein Individuum für gewöhnlich fühlt, denkt und operiert [...]« (S. 43). Es wird also zunächst von einer individuellen Standardverfassung ausgegangen, ein überindividuell gültiger Maßstab soll so vermieden werden. Man könnte, in loser Anlehnung an die Kritische Theorie, auch von einer immanenten Analyse psychischer Konflikte sprechen: Die Psyche bleibt in ihrer realen Situation hinter ihren Möglichkeiten der Konfliktausgestaltung zurück – diese Lücke zwischen Bestehendem und Möglichen versucht der Analytiker mit seinen Deutungen zu verkleinern.

Anhand einer kurzen Fallvignette und kleineren Beispielen aus Medien (Star Trek) und Literatur (Julian Barnes) veranschaulicht Garrels, wie er sich die praktischen Konsequenzen dieses Regressionsverständnisses vorstellt. Dabei kristallisiert sich heraus, dass er eher so etwas wie eine nah am Geschehen entwickelte Sichtweise auf psychische Veränderungsprozesse meint, die nicht vorschnell mit konzeptuellen Rationalisierungen zugekleistert werden. So sehr sich bestimmte klinische Phänomene also auch als regressiv begreifen ließen, so unbrauchbar sei das Konzept, um damit etwas direkt kausal zu erklären – weil es vor allem um das Erleben

und Beschreiben der beobachtbaren Vorgänge gehe. Das Bedenken regressiver Prozesse in den Patienten helfe bestenfalls den Behandlern dabei, »ein empathisches Gefühl für die innere zeit-räumliche Veränderung« (S. 45) zu entwickeln. Garrels schließt selbst in seinen Ausführungen mit der Betonung, dass es in der Psychoanalyse seiner Auffassung nach primär um ein induktives Arbeiten vom klinischen Material her gehe und sich »die epistemischen Fragen von der Theorie in die Klinik« verschieben (S. 47).

Es ist sicher richtig, dass es insbesondere in der Ich-Psychologie der amerikanischen Prägung eine Tendenz zum stark klassifizierend-deduktiven Denken und Arbeiten gegeben hat. Vergleichbares gilt für eine Psychoanalyse mit gesellschaftskritischem Selbstverständnis, die mit moralistisch-aktivistischem Kompass unterwegs ist. Gleichwohl lässt sich auch sagen, dass mit dem Einzug der britischen Psychoanalyse mit ihrem Fokus auf die Objektbeziehungen und Gegenübertragungsprozesse die klinische und erlebensbezogene Situation ohnehin Vorrang vor einer theoriegeleiteten Kategorisierung hat. Konzepte werden idealiter erst in der theoretisierenden Nachbearbeitung von Behandlungssituationen eingeführt, wie Freud das schon in seinen technischen Schriften nahegelegt hat. Aber wieso sollen in dieser konzeptuellen Aufarbeitung nicht auch metapsychologische Thesen entwickelt werden? In dem Versuch, sich von dem Reichtum psychoanalytischer Konzeptualisierungen regressiver Vorgänge zu lösen, hat Garrels viel eher aufgezeigt, wieso es so hilfreich, ja unvermeidbar sein kann, zwischen topischer, formaler und möglicherweise sogar zeitlicher Regression zu unterscheiden und dabei die entwicklungsförderlichen und die pathogenen Regressionsformen gleichermaßen zu berücksichtigen. Anders gesagt: Der Appell zur genauen Beobachtung klinischer Phänomene bekräftigt die Sinnhaftigkeit der konzeptuellen Ausdifferenzierung mit psychoanalytischen Mitteln.

Die Kommentare: Regression – ein Bündelbegriff

In eine ähnliche Richtung argumentiert auch Elfriede Löchel in ihrem Kommentar zu Garrels' Text. Ihr Aufsatz eröffnet den Kommentarreigen und hebt zunächst hervor, dass metatheoretische Überlegungen dabei helfen können, wenn nicht sogar unerlässlich sind, um unbewussten Prozessen auf die Schliche zu kommen. Denn diese sind gerade dadurch gekennzeichnet, dass sie nicht unvermittelt beobachtbar sind, anders als Garrels' phänomenologischer Ansatz es nahelegt (S. 53). Das psychoanalytische Unbewusste ist, strenggenommen, eine theoretische Konstruktion, es zeigt sich nur in Abkömmlingen. Löchel erinnert mit Verweis auf Green zum Beispiel auch daran, dass die Verwerfung eines zeitlinearen Regressionsbegriffes so einfach nicht vonstatten geht. Insbesondere in Fällen schwerer Traumatisierungen, in denen keine symbolische Verarbeitung möglich war, kann das Erlebte, jedoch Unverarbeitete in gleichsam isoliertem Zustand zeitlich konserviert sein (S. 57). Ohne selbst ein abgeschlossenes Regressionskonzept zu formulieren – sie optiert dafür, Regression als einen »Bündelbegriff« zu betrachten, unter den sich im Wittgensteinschen Sinne der Familienähnlichkeit auch widersprüchliche Konnotationen versammeln lassen – erinnert Löchel an weitere Regressionsvarianten bei Freud: So wusste dieser auch darum, dass Assoziationen zwar in die Vergangenheit gehen, dabei aber zugleich ein progredierender Assoziationsfluss im Sprechen entsteht, dem eine aufschließend-kurative Wirkung zu eigen ist (S. 58f.). Eine Lektüre der Freud'schen Schriften bringt also immer wieder neue, wenig geläufige Facetten zum Vorschein. Vor diesem Hintergrund erinnert sie auch an die wenig rezipierten Überlegungen zu den Misch- und Entmischungsprozessen der konträren Trieborientierungen bei Freud. Bei Entmischungen werden Destruktivkräfte des Psychischen freigesetzt, die gerade nicht einen Rückfall auf ungünstig verarbeitete Entwicklungsstufen der Libido einleiten. Das liegt der Annahme

nach daran, dass der Todestrieb keiner leibgebundenen Entwicklungsgeschichte folgt. Er ist durch seine absolute Negativität bestimmt. Angesichts dieser Eigenschaftslosigkeit formieren sich in Momenten der Regression durch das entbundene Flottieren des Todestriebes pathologische Strukturen, die als psychische Neuschöpfungen anzusehen sind (S. 61f.) – weil sie keine Triebgeschichte haben. Regression ist in diesem, von Löchel geschilderten Kontext als ein Prozess der spontanen Bildung bisher nicht dagewesener Abwehrformen anzusehen, was sich mit zeitbasierten Regressionsdefinitionen wenig verträgt.

Der gewitzte, aber im Ganzen wenig Neueinsichten bietende Kommentar Rugensteins versammelt Textstellen, die Freuds beständiges Pendeln zwischen biologischen und psychologischen Erklärungsansätzen belegen sollen. Bisweilen neigt Rugenstein dazu, Freuds metaphorisch gemeinte Sprachbilder wörtlich zu nehmen, um damit seine These zu unterfüttern, dass dieser immer wieder einem »Biologismus« aufgesessen sei. Theoretikern, die von poststrukturalistischen Paradigmen beeinflusst sind, gilt eine solche essentialistische Sichtweise bekanntlich als unverzeihliches Sakrileg. Ausgerechnet mit dieser biologisierenden Vereinseitigung habe Freud seine psychologische Entdeckung der Nonlinearität psychischer Prozesse unterlaufen, die er mit dem Nachträglichkeitskonzept eingeführt hatte. Anstatt das Leibliche als conditio sine qua non psychischen Lebens anzuerkennen, klingt bei dem Kommentator ein vitalistischer Begriff von Psyche an. Dieser Tendenz Rugensteins liegt der kommunikative Triebbegriff Jean Laplanches zugrunde, dem der Körper lediglich Trägersubstrat, Bote und Empfänger rätselhafter Botschaften ist, die zuallererst von der Mutter (oder wie es gendersensibel bei Laplanche heißt: von einem »Erwachsenen«) dem Kinde eingeflüstert werden. Wie andere Rezipienten vor ihm übersieht Rugenstein, dass Laplanche dem Anderen und der Botschaft zwar den Vorrang gibt, der Körper in seiner jeweiligen Morphologie jedoch eine unhintergehbare Anforderung an die subjektive Triebverarbeitung darstellt.

Hochinteressant ist der Beitrag von Geißler, der mit seinem körpertherapeutischen Blickwinkel bemerkenswerte Denklinien im Hauptartikel sichtbar machen kann. Zunächst arbeitet er an Textstellen heraus, inwiefern er seine persönliche Auffassung darin wiederfindet: Regression als »intuitiv« wahrnehmbar, als eng verbunden mit »körperlichen Erscheinungen« und als bedeutsam für den »Zugang zur lebhaften Unmittelbarkeit und Intensität des Lebens«, dies sind wohlgemerkt allesamt Zitate aus Garrels' Hauptartikel (S. 83). Mit der Betonung dieser vorbegrifflichen Erlebens- und Körperdimensionen führt Geißler dann die in der Körpertherapie charakteristische Ambivalenz gegenüber sprachlichen Verständigungsprozessen ein: »Wesentlich im gegenständlichen Zusammenhang ist, dass das Hinzukommen der Sprache in der kindlichen Entwicklung nicht nur Segen ist, sondern auch Verlust: Das sinnlich-emotionale Erleben, das ganzheitlichen Charakter hat, wird durch die kategorisierende Funktion der Sprache aufgebrochen« (S. 85). Interessanterweise benennt Geißler mit seiner explizit körpertheoretischen Auffassung eine in der zeitgenössischen Psychoanalyse zunehmend stärkere Strömung, die unmittelbarem Erleben und vorsprachlichen Empfinden den behandlungstechnischen Vorrang gibt – eine Entwicklung, die primär von relationalen und feldtheoretischen Ansätzen ausgeht. Typisch für diese ist, dass das Primat sprachgebundener Vermittlung in der Behandlungspraxis einem mystischen Erleben von Heilung preisgegeben wird. Es ist schade, wie Garrels in seinem Abschlusskommentar nur sehr kursorisch auf Geißler eingeht und auch die – gemessen an freudianischen Standards – höchst denkwürdige Fallgeschichte unkommentiert lässt.

Einen konzeptionellen und technischen Kontrapunkt zu den Ausführungen Geißlers bildet der Kommentar von Carsten Spitzer, der aus der Perspektive der stationären psycho-

dynamischen Psychotherapie auf das Phänomen Regression schaut. Er präsentiert zunächst äußerst interessante Ausführungen darüber, wie Ernst Simmel als Leiter des Sanatoriums Schloss Tegel über regressive Prozesse nachdachte. Diese waren insgesamt am damaligen Standard ausgerichtet, i.e. an Freud: Regressionsbegrenzung, Fokus auf die therapeutische Arbeit, Einsicht als mutativer Faktor etc. Eine so strikte Auffassung sei heute auf psychodynamisch orientierten Stationen jedoch längst nicht mehr *state of the art*. Das stationäre Gesamtsetting wird sowohl zu therapeutischen Zwecken verwendet als auch in der Therapie im engeren Sinne beachtet. Dabei müsse die behandelnde Einrichtung die regressiven wie auch progressiven Regungen gleichermaßen steuern, wobei »sich das optimale Mischungsverhältnis von regressionsfördernden und -begrenzenden Rahmenbedingungen und Therapieingredienzien nicht normativ festlegen« lasse (S. 97). Wie Löchel – aber begründet über die Säuglingsforschungen Daniel Sterns – argumentiert auch Spitzer für ein differenziertes Verständnis psychischer Veränderungsprozesse, das Raum lässt für entwicklungspsychologische Regressionen in einem komplexen Sinne.

Die beiden letzten Kommentare öffnen den Rahmen nochmal angenehmerweise auf weiter entfernte Themenfelder. Felix Brauner diskutiert Regression mit Blick auf gesellschaftliche Entwicklungen und der bereits erwähnte Historiker und Archäologe Thomas Meier behandelt vor allem Freuds Geschichtsbegriff aus einer konstruktivistisch-philosophischen Perspektive. Brauner plädiert aus empirischen Gründen dafür, den Regressionsbegriff als Analysekategorie in der analytischen Sozialpsychologie beizubehalten. Damit ließen sich regressive »Verschwörungsideologien in autoritären Gesellschaftsdynamiken« (S. 104) besser verstehen. Er bezieht sich zunächst auf die einschlägigen Arbeiten Fromms, Adornos und anderer zum autoritären Charakter und weist dann auf die aktualisierende Fortführung dieser Studien in der Gegenwart durch Amlinger und Nachtwey

hin.[10] In ihren vor allem qualitativen empirischen Untersuchungen entwickeln sie u.a. den Typus des »regressiven Rebellen«, der primär durch ein »generalisiertes Misstrauen« gekennzeichnet ist, sich aber zugleich als jemand imaginiert, der über ein Mehr an Wissen und absolute Wahrheit verfügt. Mit Rekurs auf Arbeiten von Hans-Jürgen Wirth und Peter Fonagy führt er weiter aus, dass der regressive Schritt zur Mobilisierung simplifizierender, gegen Kritik immunisierter Erklärungsmodelle, vulgo Verschwörungstheorien, vielfach durch ein »epistemisches Misstrauen« herbeigeführt wird. Soziologische Argumentationen könnten von psychoanalytischen Untersuchungen profitieren, weil »sich [mit ihnen; B.S.] grundlegend konzeptuell begreifen [lasse], dass die psychischen Prozesse einzelner Subjekte im Zuge autoritärer Gesellschaftsdynamiken prozessbezogenen Einbrüchen unterliegen können, was gesamtgesellschaftliche Folgen hat« (S. 108f.). Das entwicklungspsychologisch vermittelnde Scharnier zwischen individueller und sozialer Regression, schreibt Brauner, sei »die Fähigkeit des epistemischen Vertrauens« (S. 109). Mit der britischen Mentalisierungstheorie hält das evidenzbasierte Amalgam aus Symbolisierungs-, Bindungs- und affektbasierter Kognitionstheorie Einzug in die psychoanalytische Sozialpsychologie, die bereits von Fonagy selbst verschiedentlich vorgenommen wurde[11].

Meiers metapherntheoretischer Dekonstruktionsversuch von Freuds Völkerwanderungsmetapher als Ausdruck einer verhängnisvollen Übernahme fragwürdiger Vorstellungen von homogenen Volkskörpern wurde oben schon diskutiert. Insgesamt setzt Meier die allgemeine Kritik an vereinseitigenden Regressionsauffassungen der Kommentatoren fort, die vor allem die negativen Aspekte hervorheben. Wie Rugenstein zeigt auch er Unverständnis für biologische Erklärungsanteile bei Freud. Der neugierig-naive Blick des Historikers, der mit Psychoanalyse ansonsten nur wenig Berührungspunkte hat, stört sich auch an den zuweilen

militaristisch-martialischen Sprachbildern Freuds. So stellt er in Frage, ob die Würdigung Freuds als jemand mit pazifistischen Ansichten, die dieser in dem publizierten Brief an Albert Einstein zum Ausdruck gebracht hatte[12], wirklich angemessen sei. Etwas Biographieforschung hätte auch hier ergeben, dass es bei Freud einen gut belegten, in die Kindheit zurückgehenden Hang zur Identifikation mit Abenteurern und Feldherren gab, nicht zuletzt mit Hannibal, der dem – kolonialistischen – römischen Imperium zeitweise gefährlich geworden war. Aber nur weil Freud einen – vor allem vor sich selbst – ehrlichen Umgang mit seinen behauptenden Neigungen pflegte, wäre es ein Fehlschluss, davon auszugehen, dass er sich nicht auch für eine zivilisierte, d.h. auf Gewalt verzichtende Konfliktaustragung ausgesprochen hätte. Die Möglichkeit von Sublimierung und geistigem Fortschritt kann es bei Freud jedoch nur unter der Bedingung der schonungslosen Anerkennung der menschlichen Zerstörungsneigungen geben. Die Bezüge insbesondere zu dem notorischen Psychoanalysekritiker Michel Foucault (Heterotopien als regressive Orte, die Archäologie-Metapher, Kritik des Ursprungsdenkens) lesen sich durchaus anregend, jedoch neigt Meier, durch die knappe Form womöglich gezwungen, zu hastigen Urteilen bei Themen, die einer eingehenderen Beschäftigung bedurft hätten. Wo er aber unbestreitbar recht behält, ist in seinen Hinweisen darauf, dass es Freud in der rekonstruktiven Deutung von inneren Prozessen nicht um die Erzeugung »nützliche[r]« (S. 130) Narrationen ging, sondern um die iterative Annäherung an Wahrheit, eingedenk aller Schwierigkeiten, die mit einem solchen Erkenntnisunterfangen verbunden sind. Zumal Freud noch nicht durch den ontologischen Zweifel entlastet war, wie dies für Autoren in der Nachfolge Foucaults gilt, denen es um die (moralische) Zweckhaftigkeit von Wissensschablonen geht. Auch wenn manches also einer Korrektur bedarf, sind die Überlegungen psychoanalyseferner Autoren immer wieder hilfreich, um auf andere Gedanken zu

kommen und gleichzeitig eine Standortbestimmung vornehmen zu können.

Die Langlebigkeit der Regression

Die abschließende Replik von Garrels übernimmt weitestgehend das, was auch hier in den Kommentaren teilweise wiedergegeben wurde: Er reproduziert die Kernthesen, gleicht sie nochmal mit seinen Überlegungen ab und schärft sie teilweise nach. Er sei mit seinem Versuch, einen einheitlichen Regressionsbegriff zu formulieren, zwar gescheitert, ist dafür aber auf mehr Zuspruch gestoßen, als er erwartet hätte. Seine Sorge um den Verlust des Regressionskonzeptes hat also eine ertragreiche Diskussion angestoßen. Den Normativitätsängsten, neuen Zeitlichkeitstheorien und klinischen Neuerungen zum Trotz erweist sich also auch die Regression in ihrer empirischen und konzeptuellen Begründetheit als ungemein zählebig.

Insgesamt stellt der Band einen höchst lesenswerten Beitrag zur Regressionstheorie dar. Sämtliche Artikel beschäftigen sich eingehend mit dem infrage stehenden Konzept aus einer je verschiedenen Perspektive und belegen ein hohes Maß an theoretischer und klinischer Sensibilität. Zugleich, das zeigen auch die zusammenfassenden Überlegungen der Herausgeber, kreisen die verschiedenen Betrachtungsweisen doch um einen gemeinsamen thematischen Kern, so dass am Ende vielleicht keine griffige Definition vorliegt, dafür aber eben ein griffiges »Bündel« zentraler Elemente der Regression – ohne die die Psychoanalyse im Grunde nicht denkbar ist, weil ihr in ihrer Denkbewegung selbst ein regressives Strukturmoment zu eigen ist: »Die Psychoanalyse ist also mit dem ›Blick zurück‹ niemals fertig und bleibt auch niemals allein bei diesem stehen […]« (S. 158). Das Medium der Psychoanalyse ist die Rückwendung ins Innere, aufs Subjektive, in die Geschichte – und befreit sich nicht rationalisierend von den damit verbundenen Schwierigkeiten. Auch zeigt der Band auf überzeugende Weise, wie ge-

haltvoll und klinisch erhellend konzepttheoretische Debatten sein können, die nicht vor dem Austragen divergierender Ansichten zurückschrecken. Nicht zuletzt in diesem konfliktfreudigen Punkt ist den Herausgebern weiterhin ein glückliches Händchen für zukünftige Bände in dieser Reihe zu wünschen.

Regression als das Negativ von Fortschritt (Jaeggi, 2023)

Wie eingangs erwähnt, steht die Psychoanalyse mit ihrem gesteigerten Interesse an regressiven Prozessen nicht allein da. Auch in den Sozialwissenschaften mit ihren unterschiedlichen Schulrichtungen hat die Beschäftigung mit Regression angesichts der gesellschaftlichen Entwicklungen Hochkonjunktur. Autoren wie das Duo Caroline Amlinger und Oliver Nachtwey[13] oder Rainer Forst[14] sind hier beispielhaft für den deutschsprachigen Raum zu nennen. Eine Sonderausgabe der soziologischen Fachzeitschrift *Leviathan* war ausschließlich dem Thema »Zur Diagnose demokratischer Regression«[15] gewidmet.

Ein weiteres prominentes Beispiel für das gesteigerte Interesse an gesellschaftlichen Regressionsphänomenen ist die 2023 erschienene Monografie *Fortschritt und Regression* von Rahel Jaeggi. Als Sozialphilosophin richtet sich ihr Interesse naturgemäß auf andere Fragen, als es in der Psychoanalyse der Fall ist. Es ist gleichwohl interessant, dass auf einer übergeordneten Ebene hier Themen verhandelt werden, die auch in der Psychoanalyse auftauchen und den Regressionsdiskurs bestimmen: Da wäre der Umgang mit der Normativitätsfrage, die mit dem Begriff der Regression strukturell verbunden ist, das Thema der Zeitlichkeit sowie die Dialektik aus progressiven und regressiven Entwicklungen.

Wie der Titel der Arbeit es schon ankündigt, geht es Jaeggi nicht nur um Formen des Rückschritts kollektiver Verarbeitungsweisen sozialer Prozesse. Es geht ihr vielmehr – und das sogar weitaus umfassender – um die Frage, wie sich Fortschritt so definieren lässt, ohne dass dabei auf normativistische, universalistische und deontologische Kategorien zurückgegriffen werden muss. Tunlichst vermeiden möchte sie eine eurozentrische Position, die vorgibt, global anwendbare Fortschrittsmaßstäbe behaupten zu können. Folglich favorisiert Jaeggi, darin an methodischen Überlegungen der frühen Kritischen Theorie orientiert, ein Modell der immanenten Entfaltung von normativen Fortschrittskriterien anhand von gesellschaftlichen Krisen. Dass immanente Kritik situativ und gegenstandsbezogen entfaltet wird, darin aber selbst ein universalistischer Anspruch zum Tragen kommt, der nämlich dem Partikularen gerecht zu werden beabsichtigt, bleibt in Jaeggis Analyse implizit.

Über weite Strecken arbeitet Jaeggi mit akribischer Sorgfalt einen Fortschrittsbegriff heraus, der, erstens, nicht von einem vorformulierten Normenkatalog ausgeht, sondern sich prozessual aus der praktischen Bearbeitung eines Problemzusammenhangs ergibt; der sich zweitens durch jene Problembearbeitung selbst transformiert, demnach ein anderes Gepräge annimmt als zu Beginn einer Auseinandersetzung mit einem Problem; spezifisch für diesen Fortschrittsbegriff ist daher, dass er auf ein erfahrungsgegründetes Erbe zurückgreift, dieses sich aber im progressiven Vollzug gesellschaftlichen Wandels weiterentwickelt; kennzeichnend für diesen Fortschrittsbegriff ist dann, drittens, dass Probleme nicht anhand von präskriptiven Merkmalen erkannt und gelöst werden, sondern es vielmehr die sich stellenden Probleme selbst sind, die sich auf die Fortschrittsvorstellungen auswirken; und viertens ist dann spezifisch für Jaeggis Fortschrittsmodell, dass es sich bei der Problembearbeitung um einen Lernprozess handelt, den sie als einen auf Erfahrung beruhenden Anreicherungsprozess versteht. Kurzum, es ist »die Gestalt dieser Veränderungsdynamik« (S. 43), die darüber entscheidet, ob man es mit einem fortschrittlichen oder mit einem regressiven Prozess zu tun hat. Das bedeutet dann auch, dass Regression von Jaeggi als Abwesenheit der von

ihr beschriebenen Fortschrittsmerkmale definiert wird. Regression ist das Verlernen entwickelter Problemlösungsfähigkeiten, errungene Kompetenzen gehen verloren; ein Unvermögen, einen transformativen Bearbeitungsprozess in Gang zu setzen, wird bestimmend. Mit ihrem strukturellen, auf sozio-kognitive Bearbeitungsprozesse abstellenden Modell von Regression/Progression umgeht Jaeggi den Fallstrick historisierender Vergleiche. Regression und Fortschritt zeigen sich aus dieser Perspektive in immer neuen, zeitkernspezifischen Formen.

Regressiver Protest und das epistemische Privileg der Fortgeschrittenen

Weil Jaeggi primär mit der Ebene des Sozialen und Überindividuellen beschäftigt ist, geht es ihr vor allem darum, zu zeigen und dafür zu plädieren, dass sich Fortschrittlichkeit auf einer institutionellen Ebene verankern muss. Die moralischen Einstellungsveränderungen Einzelner sagen naturgemäß noch nichts über die allgemeine Fortschrittlichkeit einer Gesellschaft aus. Allein mit der Umgestaltung von Gesetzen ist es aber wiederum auch nicht getan. Die allgemeine Veränderung zum Besseren müsse vielmehr von der institutionellen Ebene in die alltägliche Lebenswelt hineinwirken und dort ihre Realisierung finden. Ein Gesetz, das Gewalt in der Familie untersagt, hält einen Elternteil noch nicht davon ab, sein Kind zu schlagen.

Obwohl Jaeggi die Veränderungen auf der lebensweltlich-individuellen Ebene also für zentral erachtet und als den Ort, an dem letztlich zu bestimmen sei, ob von Fortschritt gesprochen werden kann oder nicht, zeigt sich immer wieder eine gewisse Präferenz für die gesetzliche Durchsetzung von als fortschrittlich erachteten Regelungen. Auch wenn das bedeutet, dass sich dagegen Protest regt. Gesellschaftlicher Fortschritt, dessen Voraussetzung bei ihr primär einen Lernprozess bezeichnet, ist ohne krisenhafte und spannungsvolle Dynamiken nicht zu haben. Es ist ein empirisches Faktum, dass soziale Neuerungen nicht von allen Teilen einer Gesellschaft widerstandlos angenommen werden. Wenn Jaeggi sich nicht mit der Geschichte der Sklaverei oder veränderten Familien- und Erziehungsmodellen beschäftigt, um ihre Überlegungen beispielhaft zu veranschaulichen, bezieht sie sich vielfach auf das Thema Gender und die damit verbundenen Themen von Sprachregelungen, Quotierungen und geschlechtlicher Selbstbestimmung. Gänzlich unberücksichtigt lässt sie dabei den heiklen Bereich des Körperlichen, was zum Beispiel den Anspruch auf Kostenübernahme von Transitionen und deren Konsequenzen anbetrifft.

Bisweilen neigt Jaeggi dazu, die protestierenden Anteile einer Gesellschaft bei neu eingeführten Gesetzen als ein zwar verständliches, jedoch nicht weiter zu analysierendes Phänomen zu betrachten. Die möglichen inhaltlichen Gründe für den geäußerten Protest lässt sie außer Acht. Manche Teile einer Gesellschaft müssten eben auch gegen Widerstand durch Erlässe zur Progression bewegt werden. Hier ließe sich einwenden, dass sich gegenwärtig in gesellschaftlichen Polarisierungen die Konsequenzen einer Politik zeigen, die ihre als fortschrittlich erachteten Lösungsansätze über die Köpfe gesellschaftlicher Gruppen hinweg durchsetzt. Auch wenn zu demokratischen Prozessen Protest dazugehören mag, verdeutlicht sich hier ein etatistischer Zug in Jaeggis Argumentation, den sie aber nicht expliziert.

Es mutet für eine sozialphilosophische Studie etwas irritierend an, wenn eine liberale Kritik an – ob nun begründet oder nicht – Gesetzesänderungen als bloßer Ausdruck von Lernunwilligkeit deklariert wird. Und selbst wenn der Widerstand irrational anmuten mag, stellt sich immer noch die Frage nach den Gründen, die natürlich nicht identisch mit den bewusst angeführten zu sein brauchen. Demokratie ist durch die konflikthafte Vielfalt von Ansichten bestimmt und beruht nicht auf einem homogenisierenden Lernprozess, in dem eine Gruppe vorgibt, was das Lernziel ist.

Kritisiert Jaeggi einerseits liberale Positionen als Ausdruck von Fortschrittsverweigerung, führt sie andererseits den Begriff der Liberalität an, wenn es ihr darum geht, queere und non-binäre Vorstellungen von Geschlechtlichkeit als Ausdruck von geschlechtlicher Selbstbestimmung zu legitimieren (S. 83, 232). Ihr Liberalismusbegriff erscheint dadurch denkbar inkonsistent: Entweder eine liberale Position wird als Ausdruck von lernunwilliger Engstirnigkeit verstanden, weil sich nicht auferlegten Gesetzen gefügt wird. Oder Jaeggi führt Liberalität selbst als politische Begründung dafür an, warum eine Kritik an bestimmten Auffassungen, hier von Geschlechtlichkeit, unrechtmäßig, i.e. regressiv sei – weil sie von ihr als Angriff auf einen liberalen Anspruch auf Selbstsouveränität kassiert wird: »Das ist einer der Gründe dafür, dass diese Fragen [nach der geschlechtlichen Selbstbestimmung; B.S.] so hart umkämpft, die Feindseligkeiten in Bezug auf diese Themen im Zeitalter der Regression so groß sind, obwohl es doch unter dem Vorzeichen der Liberalität (und damit der Wahlfreiheit für jede einzelne Person) eigentlich um nichts als eine Erweiterung von Optionen zu gehen scheint« (S. 83). In der Unterbestimmung der Kategorie Liberalismus wird deutlich, dass diese ohne eine argumentative Begründung von Ansprüchen leer bleibt – unabhängig davon, für welche Position sie geltend gemacht wird. Zumal sich für beide Positionen behaupten ließe, dass dort möglicherweise Autonomievorstellungen wirksam sind, die weder die gesellschaftlichen noch die psychischen Bedingungen der Möglichkeit von Freiheit hinreichend durchdringen.

Insbesondere mit Blick auf die Komplexität eines psychoanalytischen Subjektbegriffs, der von keiner anderen Gesellschaftstheorie in vergleichbarer Weise aufgegriffen und für gesellschaftsanalytische Fragen weiterentwickelt wurde wie von der Kritischen Theorie, überraschen Jaeggis Auffassungen von individuellen Prozessen: Es zeigten sich manchmal subjektive Beharrungskräfte, denen man sich durch »Abschütteln oder Sich-Abtrainieren einer lästigen Gewohnheit,

gelegentlich mittels Gegenpraktiken« entledigen müsse (S. 159). Emanzipation vollzieht sich bei ihr also nicht durch Erkenntnis, sondern mittels behavioraler Übungen. Die normative Ladung antrainierten Verhaltens ist mindestens fraglich, wenn es auf keiner subjektiv abgestützten Einsicht beruht – durch positive Verstärkung oder Strafandrohung kann man einem Menschen letztlich fast jedes manifeste Verhalten abzwingen. So stehen auch hier keine empirisch abgestützten Argumente im Wettbewerb miteinander, sondern eher an Gramsci erinnernde Hegemonialstrategien: Der geschicktere Stratege in der Steuerung von Mentalitäten gewinnt das Ringen um gesellschaftliche Diskursbestimmung – und nicht das bessere Argument. Diese gezielt an präreflexiv-affektiven Regungen ansetzenden Strategien – erlebnisgebundene, kollektive Einübung in epistemische Interpretationsschablonen – werden bekanntlich längst auch vom politischen Gegenlager angewendet, und das nicht ohne Erfolg. Der Kitt aus Kollektivismus und Affekt hemmt die Bereitschaft zur argumentativen Konfliktaustragung und droht so die Bereitschaft zur öffentlichen Konsensfindung zu unterminieren. Es wird dem Zerfall einer Öffentlichkeit Vorschub geleistet, die noch im Stande wäre, Konflikte mit begrifflich vorgetragenen Positionen auszufechten.

Jaeggis Argumentationsweise tritt plastischer hervor, wenn man sie – wenn auch nur sehr schematisch – mit Analyseansätzen der klassischen Kritischen Theorie abgleicht. Zum einen ging es der ersten Generation der Frankfurter Soziologen und Philosophen darum, die ideologieerzeugenden und -aufrechterhaltenden Strukturen mit marxschen Begrifflichkeiten zu analysieren (Kritik der politischen Ökonomie und der Fetischcharakter der Ware). Zum anderen bezogen Fromm und andere sich auf die Psychoanalyse, um damit den affektiven Irrationalitäten auf Seiten des Subjekts auf den Grund zu gehen, die eine kritische Reflexion verhindern und zur aktiven Partizipation an den objektiven Missständen führen.

In ihren empirischen Studien wurden gesellschaftliche Teilgruppen im Vorhinein gerade nicht kategorial in progressive und regressive sortiert. Es war die verhängnisvolle Rolle des Proletariats in der Entstehung des Faschismus in Europa, die die Vorstellung revolutionärer Subjekte, die außerhalb eines ideologischen Gesamtzusammenhanges stünden und dadurch ein epistemisches Privileg genössen, tief erschüttert und empirisch widerlegt hatte. Weil ein partikularistischer Analyseansatz seine Gültigkeit faktisch eingebüßt hatte, galt es, die Gesellschaft in ihrer Totalität zu begreifen und als solche auch zu kritisieren, wenn es eine umfassende Veränderung leiderzeugender Verhältnisse zu erreichen gilt.

Jaeggi aber qualifiziert einzelne Gruppen und gesellschaftliche Diskurse als die progressiveren, bietet mit ihrem lokal orientierten Problemlösungsmodell keinen umfassenden Gesellschaftsbegriff an und präsentiert ebenso wenig einen substanziellen Subjektbegriff, mit dem sich Formen von ressentimentgeladener Abwehr als subjektiver Ausdruck einer allgemeinen Unvernunft analytisch durchdringen ließen. Selbst hinter die heftig kritisierten sozial-kognitiven Theorien der Moralentwicklung von Habermas fällt sie mit ihren behavioristisch anmutenden Überlegungen zurück. Der Versuch, sich von der sprachgebundenen Kommunikationstheorie Habermas' durch die Hinwendung zu einem erfahrungsbasierten Pragmatismus zu lösen, führt in eine diffus bleibende Handlungstheorie mit einer impliziten normativen Bevorzugung einer als avantgardistisch angesehenen Teilgruppe.

Psychoanalyse als Metapher

Wenn Jaeggi sich am Ende ihrer Studie der »Regression in der Psychoanalyse« (S. 214) widmet, dann tut sie das folglich nicht, um die individuelle Dimension fundiert mit in ihre Argumentation aufzunehmen. Sie tut es, weil sie sich die »Strukturmomente individueller Regression als Heuristik sozialer Regression« zunutze machen möchte (S. 215). Wo

Axel Honneth[16] oder Amy Allen[17] in der jüngeren Theoriegeschichte noch gehaltvolle, wenn auch streitbare Integrationsversuche der Psychoanalyse in ihre sozialphilosophischen Entwürfe unternommen haben, da bleibt bei Jaeggi von ihr nicht viel mehr übrig als ein metaphernspendender Schatten. Das ungelöste Spannungsverhältnis zwischen Subjekt und Sozialität wird bei ihr gerade nicht zum Anlass genommen, diesem eine produktive Bemühung zuteil werden zu lassen.

Ungeachtet ihres zweckgerichteten Zugangs entwickelt sie in groben Zügen eine instruktive Reprise klassischer Regressionskonzepte in der Psychoanalyse. Im Rückgriff auf die Vorläufer der relationalen Psychoanalyse Bálint und Loewald arbeitet sie die Regression im benignen und malignen Sinne heraus; sie beschreibt die Auffassung, dass Reife im Gegensatz zum Regressiven als Fähigkeit des Ausbalancierens von inneren Konflikten anzusehen ist und wie die Psychoanalyse natürlich keine naive Vorstellung vom Rückfall auf eine unvermittelte Kindlichkeit vertritt: »Regression macht sie [eine fiktive Frau; B.S.] nicht (wieder) zu einem Kind, sondern zu jemandem, der sich, veranlasst durch ein Unvermögen oder die Überforderung durch eine aktuelle Situation oder Konfrontation, kindliche Reaktionen und Verhaltensweisen wieder aneignet und dabei auf kindliche Konflikte zurückgeworfen wird, die gewissermaßen die Hintergrundfolie für das Erleben der realen gegenwärtigen Konflikte bilden.« (S. 218).

Ihre Ausführungen sind allesamt zutreffend. Indem sie die Psychoanalyse jedoch lediglich als Ideengeberin für die Analyse gesellschaftlicher Regression heranzieht, ihren substanziellen Gehalt aber abstreift, bleibt die Bezugnahme letztlich leer. Weil sie ausdrücklich auch nichts anderes intendierte, lässt sich das nur insofern kritisieren, als sie damit auf die subjektive Dimension in der Analyse verzichtet. Vorhaltungen dafür, sie habe ein theoretisches Vorhaben nicht eingelöst, kann man ihr daher keine machen. Die Berücksichtigung subjektiver Prozesse hätte ihr Verständnis von re-

gressiven Phänomenen auf sozialer Ebene jedoch empirisch stichhaltiger gemacht – aber ebenso erheblich verkompliziert. Ohne eine ausdifferenzierte Subjekttheorie kann sie die affektiven Reaktionen von Widerstandsmilieus lediglich beschreiben und – eher aussichtslos – an die Fähigkeiten zur kognitiven Anerkennung von Realitäten appellieren (S. 230). Sie kann aber nicht danach fragen, welche psychischen Dynamiken es sind, die eine solche Realitätsanerkennung verhindern. Ebenso wenig kann sie thematisieren, welche gesellschaftlichen Kräfte es sind, die zu einer Ausprägung innerer Konfliktbearbeitung führen, dass dadurch gesellschaftliche Zerwürfnisse entweder verstärkt oder aber günstiger bearbeitet werden.

Auffällig ist zudem, mit welch erstaunlicher Gewissheit sie zwischen legitimen und illegitimen Positionen und Milieus unterscheidet. Denn bei aller begründeten Kritik an vermeintlich unhintergehbaren Normativitäten fällt auf, wie normativ Jaeggi die Progressivität neuer Familien-, Beziehungs- und Identitätsentwürfe setzt. Einmal abgesehen davon, dass Vielfalt sowie die Veränderung von historisch gebildeten Kategorien als aufklärerische Werte an sich gesetzt werden und eine nachvollziehbare Kritik an Formen der Naturalisierung gesellschaftlich produzierter Überzeugungen wie Nationen oder Rasse etc. geübt wird, mangelt es an Argumenten, die die Progressivität bzw. die Nicht-Regressivität solcher Diversitätsvorstellungen hinlänglich begründen würden. Regt sich Widerstand gegen Positionen von Diversität oder Antiessentialismus, erkennt sie darin »eine unzureichende Reaktion auf den Wandel, welche die adäquate Konfrontation mit und die realitätsgerechte Gestaltung von realen Veränderungsprozessen verhindert« (S. 234). Woran sie aber festmacht, wer und welche Gruppe sich einer nicht weiter definierten Realität bzw. Realitätswahrnehmung anzupassen und demnach einen progressiven Lernprozess zu durchlaufen haben, expliziert sie nicht. Dafür insinuiert sie, dass zum Beispiel

Befürworter gender-orientierter Positionen einen normativen Vorsprung hätten.

Es geht genau nicht darum, die eine Gruppe der anderen vorzuziehen, allein, es fehlt Jaeggi an Begründungen, warum manche Gruppen von einem Lernprozess entlastet werden und andere einen zwangsweise zu durchlaufen haben. Angesichts einer solchen Asymmetrie reproduziert sie innergesellschaftlich jene normativen Hierarchisierungen, die sie auf einer kulturvergleichenden Dimension zu vermeiden sucht. Die situativ-pragmatische Begründung ihrer lernorientierten Dialektik aus Pro- und Regression sollte ja gerade kulturhegemoniale Chauvinismen umschiffen.[18] Ein Lernprozess, der die von Jaeggi formulierten Kriterien für Fortschrittlichkeit einlöst, müsste der eigenen Definition nach vor Partikulargruppen keinen Halt machen, sondern auf einer überpartikularen Durcharbeitung insistieren. Ein so gestalteter, nämlich gesamtgesellschaftlicher Lernprozess hätte zur Voraussetzung, dass alle beteiligten Gruppen ihre Standpunkte hinterfragen, weil eine Teilgruppe in einem kollektiven Zusammenhang keine bevorzugte Stellung für sich beanspruchen kann – es sei eben denn, sie ist eine solche, die auf dem Standpunkt der notwendigen Reflexion auf die Überzeugungen aller beharrt. Das mögliche Ergebnis eines solchen, wirklich umfassenden Reflexionsprozesses wäre dann im emphatischen Sinne offen und durch keine definierte Avantgarde im Vorhinein schon festgelegt.

Regressionspotentiale: Das ungeklärte Verhältnis zwischen Sozialphilosophie und Psychoanalyse mit Blick auf Regression

Sowohl Jaeggis Monografie als auch der Diskussionsband mit Garrels' Aufsatz als Hauptbeitrag zeichnen sich durch ein hohes Debattenniveau aus, mit dem sie sich dem Konzept Regression in ihren Disziplinen widmen. Interessanterweise suchen sie beide punktuell Bezüge zum jeweils anderen Diskurs: Jaeggi bezieht sich ausdrücklich auf die Psycho-

analyse, um ihren sozialphilosophischen Regressionsbegriff zu informieren; bei Mertens und Storck ist es vor allem der Kommentar von Brauner, in dem herausgearbeitet wird, inwiefern sich psychoanalytische Konzepte auch auf gesamtgesellschaftliche Krisenphänomene anwenden lassen. Mit Brauners Verweis auf die Bedeutung von psychischen Strukturen, die maßgeblich durch ein tiefsitzendes Misstrauen gekennzeichnet seien, wird eine Subjektdimension eingeführt, die bei Jaeggi fehlt. Sie macht keinen Hehl daraus, dass ihr die Psychoanalyse lediglich als heuristischer Ideenfundus zur Formulierung sozialer Regressionsphänomene dient. Dieser ebenso ehrliche wie einfache Schritt bewahrt sie vor dem gerne erhobenen Vorwurf eines Kategorienfehlers, wenn mit psychologisch-psychoanalytischen Begrifflichkeiten soziale Zusammenhänge analysiert werden.

Durch diesen Verzicht fällt in Jaeggis Beschäftigung mit dem Regressionsthema automatisch der Facettenreichtum heraus, wie er in der psychoanalytischen Fachdiskussion verhandelt wird. Dabei stellt sie die Psychoanalyse über weite Strecken richtig dar, übergeht aber die konzeptuell relevante Frage, inwiefern es möglicherweise auch Rückfälle auf psychogenetisch spezifische und vorgeprägte Muster der Verarbeitung gibt und wie dies mit sozialen Prozessen und Phänomenen korrespondiert. Ihre Rezeption mit heuristischem Interesse gerät infolgedessen so formalistisch wie der Hang zu strukturtheoretischen Ansätzen in der zeitgenössischen Psychoanalyse selbst, die sich von den leiblichen Trieben zunehmend lösen und bewusstes Emotionserleben mit dem Unbewussten verwechseln. So weit liegt Jaeggis Rezeption der Psychoanalyse vom herrschenden Common sense also gar nicht entfernt.

Wo sie sich der subjektiven Dimension mit ihren Ausführungen dann doch nähert, erinnert das an den kruden Realitätsbegriff der amerikanischen Ich-Psychologie mit ihren Vorstellungen von Triebbeherrschung und Anpassungsanforderungen. Weder ein leibnahes Abwehrerleben noch eine sozial vermittelte Theorie der Subjektgenese kommen in ihrem pragmatisch gewendeten Entwurf einer immanent begründeten Regressionstheorie noch vor. Abgesehen von dem mentalisierungstheoretisch ausgerichteten Kommentar Brauners bleibt die soziale Dimension in dem Band von Mertens und Storck gleichfalls unterbelichtet. Wo Jaeggi also mit Fragen von Regression und Fortschritt das Subjektive unberührt lässt, führt der klinisch-konzeptuelle Fokus bei den Psychoanalytikern zu einer Auslassung der sozialen Dimension und deren Effekte auf die psychische Verarbeitung des subjektiven Trieblebens.

Ein gegenstandsbezogener Vorteil auf Seiten der Psychoanalyse mag darin bestehen, dass die klinische Situation dadurch gekennzeichnet ist, dass sich hier sehr genau und konzentriert ein relativ klar abgegrenzter Phänomenbereich studieren lässt. Gesellschaftliche Prozesse und Felder sind um ein Vielfaches umfänglicher und komplexer. Will eine Argumentation in sich schlüssig sein, muss sie reduktiv und auf den Beleg einer These hin gestriegelt werden. So sehr Jaeggi auch versucht, ihre Überlegungen an illustrativen Beispielen zu erörtern, bekommt man doch den Eindruck, dass die Empirie ihrer ansonsten um Anschaulichkeit bemühten, aber letztlich doch abstrakten Argumentation eher Schwierigkeiten bereitet. In der Konfrontation mit sozialer Realität tun sich jene Unschärfen auf, die Debatten überhaupt erst spannend und aufschlussreich werden lassen. Überzeugend einholen kann die Abhandlung diese nicht.

Interessant ist, wie in der zeitgenössischen Psychoanalyse und in Jaeggis Entwurf einer nicht-normativen Regressionstheorie Transformationsvorstellungen anzutreffen sind. Eine Gesellschaft soll sich bei Jaeggi auf eine Weise transformieren, dass frühere Wertvorstellungen nach einem Wandlungsprozess als regelrecht dyston erlebt werden. Und wenig andere Begriffe haben in der zeitgenössischen Psychoanalyse eine vergleichbar steile Karriere erfahren wie jener der Transformation – der hauptsächlich auf Bions Arbeiten[19] zu-

rückgeht und in den letzten Jahren vor allem in feldtheoretischen Arbeiten[20] prominent weiterentwickelt wurde. So lässt sich in beiden Diskursfeldern eine gewisse Sehnsucht danach beobachten, dass sich etwas – die Gesellschaft oder subjektive Dynamiken – durch eine erhoffte Verwandlung ganz grundlegend verändern müsse, so sehr, dass im Zuge dieser Verwandlung die Konstitutionsbedingungen von Erkenntnis selbst hinterher andere zu sein hätten als zuvor. Diese Vorstellungen von Fundamentalverwandlung klingen ein bisschen wie der Wunsch, sich von etwas ganz und gar zu lösen, nach Überwindung. Ob es sich bei diesem Verwandlungswunsch um eine progressive oder eher regressive Regung handelt, lässt sich wohl oder übel erst nachträglich feststellen. Manches spricht aber dafür, dass Hoffnungen auf etwas ganz anderes eher auf Verdrängtes in der Gegenwart verweisen. Das verdient psychoanalytisches Interesse.

1. Shalom Lappin, *Weimar vibes. The fate of the Weimar Republic stands as a warning of what happens when societies and their citizens indulge extremism*, in *Quillette* (1.1.2026), https://quillette.com/2026/01/01/weimar-vibes-nazism-fascism-communism-populism [letzter Aufruf am 15.4.2026]
2. *Forum der Psychoanalyse*, *Schwerpunktheft: Regression,* 39:3 (2023).
3. Sigmund Freud, *Studien zur Hysterie* (1895d), in ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 1, 1–238.
4. Lutz Garrels, *Regressiver Sog und das »Hide and Seek« des Selbst. Ein kritischer Versuch über therapeutische Regression*, in *Psyche – Z Psychoanal*, 75:7 (2021), 592–618.
5. Gregory S. Rizzolo, *The critique of regression. The person, the field, the lifespan*, in *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 64:6 (2016), 1097–1131; Gregory S. Rizzolo, *The critique of regression. A psychoanalytic model of irreversible lifespan development*, Milton 2018, Routledge.
6. Sigmund Freud, *Die Traumdeutung* (1900a), in ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 2–3, (571).
7. Sigmund Freud, *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* (1916–1917a), in ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 11 (351ff.).
8. Sigmund Freud, *Der Mann Moses und die monotheistische Religion. Drei Abhandlungen* (1939a), in ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 16, 103–246.
9. Freud, *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* (1916–1917a).
10. Carolin Amlinger, Oliver Nachtwey, *Gekränkte Freiheit. Aspekte des libertären Autoritarismus*, Berlin 2022, Suhrkamp.
11. Exemplarisch: Peter Fonagy, Chloe Campbell, Elizabeth Allison, Patrick Luyten, *Epistemic trust and social learning. A transdiagnostic integrative model of mental disorders and therapeutic interventions*, in Kenneth J. Rotenberg, Serena Petrocchi, Annalisa Levante, Flavia Lecciso (Hg.), *Handbook of trust and social psychology*, Cheltenham u.a. 2025, Edward Elgar, 251–269.
12. Sigmund Freud, *Warum Krieg?* (1933b) [Brief an Albert Einstein (September 1932)], in ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 16, 13–27.
13. Amlinger, Nachtwey, *Gekränkte Freiheit*.
14. Rainer Forst, *Die Herrschaft der Unvernunft. Zum Begriff der (anti-)demokratischen Regression*. FGZ Working Paper Nr. 4, Leipzig 2022, Forschungsinstitut Gesellschaftlicher Zusammenhalt.
15. *Leviathan*, Sonderband 40 (2023), *Zur Diagnose demokratischer Regression*, hg. v. Peter Niesen.
16. Axel Honneth, *Objektbeziehungstheorie und postmoderne Identität. Über das vermeintliche Veralten der Psychoanalyse*, in *Psyche – Z Psychoanal*, 54:11 (2000), 1087–1109; Axel Honneth, *Das Werk der Negativität. Eine psychoanalytische Revision der Anerkennungstheorie*, in Wolfgang Bohleber, Sibylle Drews (Hg.), *Die Gegenwart der Psychoanalyse. Die Psychoanalyse der Gegenwart*, Stuttgart 2001, Klett-Cotta, 238–245.
17. Amy Allen, *Are we driven? Critical theory and psychoanalysis reconsidered*, in *Critical Horizons*, 16:4 (2015), 311–328; Amy Allen, *Psychoanalysis and the methodology of critique*, in *Constellations*, 23:2 (2016), 244–254.
18. »Ein Reifungsmodell, in dem die verschiedenen, lokal je unterschiedlichen Entwicklungen vereinheitlicht, subsumiert und als Instanzen einer übergreifenden weltgeschichtlichen Bewegung auf ein einziges evolutionäres und normativ verstandenes Schema reduziert werden, führt offenbar zu einer unerträglichen Hierarchisierung von Entwicklungsstufen.« (S. 28)
19. Wilfred R. Bion, *Transformations*, London 1965, William Heinemann.
20. Exemplarisch: Antonio Ferro, *Transformations in dreaming and characters in the psychoanalytic field*, in *The International Journal of Psychoanalysis*, 90:2 (2009), 209–230.